

Nr. 116 **Bromberg, den 21. Mai 1933.**

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

Der Draht brachte bereits die ersten Wahlresultate. Die Säulen auf dem Newyork Herald traten in Tätigkeit.

Wie ein von den Stauwehren befreiter Strom ergoß sich die Flut der Zahlen in das fröhliche Bierglas. Langsam nur klomm der Zeiger der ernsten Säule in die Höhe.

Sämtliche Telephonapparate des Clifford-Hauses waren ständig besetzt. Robertson brachte noch einen letzten gewaltigen Appell ans Volk.

Die Wahllokale füllten sich. Zettel rauschten in die Urnen wie vom Sturm von den Bäumen gewirbelte Blätter.

Henderson und Co. schickten ihren Präsidenten persönlich ins Clifford-Haus mit dem Auftrag, die ganze Firma mit allen Fabriken für einen Spottpreis zu kaufen.

Der hagere Yankee lächelte höhnisch, als man ihn abwies.

Die ersten Lichter flammten auf. Immer schneller schlug eine Nachricht die andere. Soeben Verkündetes überholte die nächste Sekunde.

„Voraussichtlicher Wahlsieg des nassen Kandidaten!" johlten die Zeitungsboys. Dazwischen immer wieder der Ruf: „100 000 Dollars demjenigen, der den Aufenthalt des Cliffordschen Limonadengirls meldet!"

Vor dem Newyork Herald stauten sich Tausende. Blickten, die Hälse gereckt, auf die beiden Säulen, die in irisierenden Farben den Stand der Wahlschlacht kündeten. Höher und höher schwoll das Licht in dem Bierglas.

Nun mußten bald die ersten Ergebnisse von Newyork kommen. Von Newyork, das die Entscheidung brachte.

„Hurra für ein nasses Amerika!" — brüllte eine fette Stimme, die dünn und verlassen in dem Summen der Tausende versank.

Die Lichter der Säulen arbeiteten... Was war denn das?

Tropfenweise, als sei das Faß, aus dem es gefüllt bis zum Grund geleert, tröpfelten jetzt die Zahlen ins Bierglas...

Wie eine leuchtende Himmelrakete stieg der Zeiger der ernsten Säule... 100 000 um 100 000 Stimmen markierend. Stieg und stieg — unbeirrbar — mit einer klaren, steten Sicherheit nach oben. Jetzt hatte er die Höhe der Zahlen des Glases erreicht. Als sei nun eine Fessel gesprengt, die ihn bisher gehindert, den Gegner niederzuwerfen, schnellte er kraftvoll in die Höhe. Ein aufbrausendes Krescendo von Hunderttausenden, „Amerika bleibt trocken!" Extrablätter flatterten durch die Luft wie ein Meer weißer Tauben.

„Sieg der Trockenen — nieder mit dem Alkohol!"

Megaphone, Lautsprecher an allen Ecken und Enden.

Ein funkelnder Ball — ein Flugzeug von Osten. Hellgrau der Rumpf, über den orangefarbene Streifen liefen. Ein riesenhaftes Schild über dem Clifford-Haus entzündet sich in Tausenden von Glühbirnen, wechselnd in den Farben die Worte formend: „Ich trinke Cliffordsche Orangelimonade!"

Und darüber das Limonadengirl, der Kopf von Gloria Smith.

In weiten Kurven schwebt der hellgraue Vogel über Newyork. Nun senkt er den Schnabel, geht im Gleitflug herab. Federnd setzt er auf dem Boden auf, rollt ein Stückchen und hält.

Ein Schwarm Neugieriger strömt ihm entgegen. Die Kabinentür öffnet sich. Ein Mann, in den klaren, hellen Augen eine große Freude, steigt aus.

„Hoch Mr. Robertson... Hoch..."

James Robertson dankt strahlend. Diese Stunde war ein Leben voller Arbeit wert.

Wie ein Triumphator schritt er durch die Menge, von Photographen und Zeitungsreportern umdrängt.

Mister James Robertson, der in Amerika den Sieg der Prohibition durchgesetzt hatte, war mit einem Schlag einer der populärsten Männer Newyorks geworden

Im Privatkontor der Firma saß Reginald Solm. Die abgehetzten Augen müde zu Boden gesenkt, die junge Stirn voller Falten, die ein erstes Leid hineingegraben. In den Stunden dieser nervenzerrüttenden Jagd nach Gloria war ihm klar geworden, daß er in seinem Leben keine frohe Stunde mehr haben würde, bevor er nicht in ihre guten, stillen Augen sehen könnte.

Immer stärker wuchs das verlangende Heimweh nach Gloria Smith.

Wie eines schillernden Goldmantels entkleidet stand Lilo de Pirelles Bild vor ihm. Der betörende Rausch seiner Leidenschaft für das schöne Mädchen war verflogen. Die quälende Sorge um Gloria Smith hatte jedes andere Gefühl in ihm erstickt. Mit beschämender Klarheit erkannte er die Hohlheit all der Menschen, zu denen er früher aufgeschaut hatte. Erkannte die Nutzlosigkeit seines früheren Lebens, dessen einziger Inhalt Genuß gewesen war. Wie ein verworrener Traum lag diese Zeit hinter ihm und versank in dem schmerzlichen Gefühl, Gloria verloren zu haben.

Er dachte nur noch daran, daß sie hier an diesem Platz gesessen, daß sie durch dieses Zimmer gegangen mit dem spielenden Gang ihrer feinen Glieder und daß ihre junge warme Stimme zu ihm gesprochen.

Der Lift surrte. Heftig wurde die Tür aufgerissen. Robertson erschien. Stand wie ein Jüngling im Türrahmen. Seine volle Stimme dröhnte.

„Sie haben gesiegt, Reginald! Sie haben gesiegt!"

„Ich, Mr. Robertson?"

„Jawohl, niemand anderes als Sie! Die Schlacht war beinahe verloren. Da kam Ihr Aufruf! Hunderttausend Dollar für das Limonadengirl! Die Volksseele ist unberechenbar. Dieser Aufruf hat die Massen mehr begeistert als alle Reden und Erwägungen. Da strömten uns die Stimmen zu. Mister Reginald, das war kein gewöhnlicher Trick mehr, was Sie gemacht haben, das war genial!" Voll tiefen Leidens sah Reginald den Begeisterten an. „Das war kein Trick, keine Reklame... mir ging es um Höheres als um Geschäfte. Es gilt das Leben von Gloria Smith!"

XIII.

In der Negerkneipe zu den „Drei Teufeln“ tobte der Jazz. Das schwüle Licht roter Lampions warf verzerrende Lichter über die Gestalten der Neger aller Rassen, die ihren Urinstinkten freien Lauf ließen. Schreie brachen auf, gluckſendes Lachen füllte die Luft, die stickig und dumpf in dem niedrigen großen Raum nach minderwertigem Fusel roch. Eng umschlungen schoben die Paare über den Holzfußboden. Die schwarze Kapelle auf dem erhöhten Podium sang mit gutturaler Stimme. Der Banjospieler verdrehte die Augen, daß nur das Weiße des Auges wie eine leblose, unheimliche Kugel leuchtete. Der Jazzbandschläger sprang in grotesken Sätzen auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen anfeuernden, tierischen Kreischer loslassend.

In einer Ecke des Lokals, um einen wackligen runden Tisch, saßen als einzige Weiße drei Janmaaten. Ihre schweren Fäuste hielten das Schnapsglas umspannt, in dem ein widerlich-süßes, scharf riechendes Getränk Gin vorstellen sollte. Die andere Hand hielten sie in der Hosentasche verborgen, sorgsam das geöffnete Messer festhaltend. Gehässige Blicke streiften die drei Eindringlinge. Athletisch gebaute Neger stießen brutal an ihre Stühle, bereit, über sie herzufallen. Das quittengelbe Mischblut, das hinter der Tonbank als Wirt fungierte, schrie dann beruhigende Worte über den Saal. Er traute den dreien nicht recht. Sollten es vielleicht Spitzel der Polizei sein?

„Na, sieh mal, Hein, das is doch wat anners, wat?“ flüsterte der blonde Hüne im Matrosenanzug seinem Freunde zu, „ick heff di ja vertellt, in Harlem gibt's was zu kieken. Tjä, det is noch anners als in Hamburg auf der Reeperbahn.“

„Schon gut, Fietje, aber ich meine, wir kommen den Niggers hier verflixt ungelegen. Ich wär bannig froh, wenn wir hier erst wieder gesund raus wären“, meinte der Angeredete, prüfende Blicke in die Runde sendend.

„Nich zu machen, Hein!“ rief der dritte, ein stämmiger, nicht mehr ganz junger Steward, „erst wollen wir uns die Sache mal gründlich bekieken. Was kann uns schon passieren? Wenn's zum Krach kommt, hauen wir die ganze Bude in Bruch oder ich will nicht Karl Bang heißen. Gleich mitten auf die Treppe zu, Kinners, da haben wir Rückendeckung!“

Lächelnd schüttelte Fietje Stuhr den Kopf. „Was ihr auch immer gleich denkt. Nix Gemütlicheres wie Niggers. Hier sind sie — sozusagen — in Freiheit dressiert. Kiek bloß mal das gelbe Gesicht von dem Baas an. So was von Farbe heff ick überhaupt noch nicht sehn.“

Ein dumpfer Gongschlag suchte Ruhe und Aufmerksamkeit zu schaffen. Die Tanzfläche leerte sich. Der Wirt huschte hinter der Tonbank hervor. Ein Scheinwerfer schickte intensives Licht in die Mitte des Raumes und spiegelte sich in den strahlenden Lackschuhen des Mischblutes, das eine Verbeugung machte.

„Ladies and Gentleman! Sie sehen jetzt den berühmten japanischen Tanz, nach dem dieses Restaurant hat seinen Namen. Den Tanz der drei Teufel!“

Unter donnerndem Applaus machte er eine linkische Verbeugung. Eine zarte, kleine Geisha, in einen weiten gelbseidenen Kimono gehüllt, huschte herein. Gitarren klimperten dünn und wehmütig. Inmitten dieses Auditoriums von Negern begann sie zu tanzen, den festlichen Tanz einer anderen Rasse, einer alten, fremden Kultur. Die Schwarzen atmeten schwer, wie dieses kindliche Geschöpf in zierlichen, feierlichen Schritten über den Boden schwebte. Die drei Hamburger Jungens starrten auf die kleine Geisha, die wie heimatlos umherflatterte. Sie waren wohl die einzigen, die die Entwürdigung, die in diesem Schauspiel lag, verstanden.

Fietje Stuhr lehnte sich weit nach vorn. Sein Blut begann sich zu erhitzen, wie er die halb geöffneten Münder der Neger sah, in denen die weißen Zähne blitzten.

Besorgt sah ihn Karl Bang an. „Bleib ruhig, Fietje, wir sind eins gegen hundert!“

„Bangbüx, lat mi tofreeden!“ knurrte Fietje gereizt. Herausfordernd funkelten seine blauen Augen einen Wollkopf an, der sich über die Balustrade räkelte.

Der Tanz der Geisha war vorbei. Das Saxophon kreischte in einer wahnsinnigen Tonleiter in den höchsten Tönen, um gleich darauf schwermütig und klagend zu miauen.

Die Tanzfläche füllte sich. Der Rhythmus hämmerte. Die Füße stampften den abgebrochenen Takt der Synkopen auf dem Holzboden. Die Gesichter aschgrau vor Erregung.

Plötzlich, ohne daß der Anfang faßbar gewesen, so schnell geschah es, war der Zusammenstoß da.

Der lange Neger hatte Fietje Stuhr an der Brust gepackt, flog aber gleich darauf wie ein Bündel alter Kleider in den Saal, von einem Kinnhaken Fietjes unschädlich gemacht. Ein rasendes Durcheinander brach los. Wilden Tieren gleich stürmten die Neger auf die drei Janmaaten, die, das Messer in der Faust, an der Wand lehnten.

Gedankenschnell schaltete der Wirt das Licht aus. Nur noch die glühenden Funken der Zigarren und Zigaretten leuchteten.

„Zur Treppe, Hein und Karl!“ — schrie Fietje Stuhr, nach rechts und links gewaltige Faustschläge austeilend.

Der muskulöse Karl Bang rannte wie ein Sturmbock gegen die schwarze Mauer an.

Die Neger behinderten sich in der allgemeinen Dunkelheit gegenseitig und kamen zu keiner geschlossenen Aktion, während die drei Weißen, die ihr Ziel schon im voraus berechnet hatten, sich ihren Weg bahnten.

Fietje Stuhr erreichte als erster die brüchige Treppe, die nach oben zur Galerie führte. Unten ein dunkler Knäuel schlagender und ringender Gestalten. „Erst mal hier raus und die Polizei geholt!“ war sein erster Gedanke. Nur so konnte er seinen Kameraden helfen. Er tastete sich am knarrenden Geländer hinauf. Wie ein blitzender Streifen flog ein Messer an ihm vorbei und haftete mit dumpfem Laut in der Wand.

„Hein — Karl!“ — schrie er so laut er konnte, ohne daß seine Stimme in dem tobenden Spektakel zu hören war.

Er hatte die Galerie erreicht. Ein einziger Türdrücker bot sich seiner suchenden Hand. Er versuchte zu öffnen. Sie war verschlossen.

Unten dauerte der Kampf an. Hinunter sicheres Verderben. Zwei Schritte zurücktretend, warf er sich mit voller Wucht gegen den Türrahmen.

Das morsche Holz krachte...

Die kreischende Stimme des Wirtes, der das Bersten des Holzes gehört haben mußte, drang sekundenlang durch das Getobe.

Alle Kräfte anspannend, wiederholte Fietje seinen Versuch...

Die Tür brach ein. Elektrisches Licht sprang auf...

Wie von einem Blitzschlag erhellt, sah Fietje Stuhr in einer Ecke angstvoll ein junges Mädchen, dessen Augen ihn anstarrten.

„Hilfe — — —Hilfe!“ — rief sie auf Deutsch.

Das Licht erlosch. Aber es hatte lange genug geleuchtet, daß man Fietje von unten erkennen konnte.

Schwere Tritte polterten die Treppe hinauf.

„Ich helfe Ihnen!“ erwiderte Fietje planlos in die Dunkelheit hinein, schwang sich über die Balustrade, und mit kühnem Satz sprang er herunter in den Saal, der jetzt beinahe leer war, da der Ansturm aller sich gegen die Treppe wandte. Fietje hatte sich die Ausgangstür gemerkt. Ein Mann versperrte ihm den Weg. Instinktiv fühlte er mehr, als daß er sah, daß es der quittengelbe Wirt war. Im Lauf schlug er ihn zu Boden, riß die Riegel zurück. Vor ihm lag die nächtliche Gasse in Harlem. Hinter ihm das Toben in der Kneipe zu den „Drei Teufeln“.

Tiefatmend wischte Fietje sich die Stirn ab. Jetzt fühlte er erst, daß er blutete...

Wie konnte er seinen Kameraden helfen? Nirgends Polizei. Selbst sie mied wohl um diese Zeit die verrufenen Gassen des Negerviertels.

Wer mochte das junge deutsche Mädchen gewesen sein? Warum hielt man es dort oben eingesperrt. Wie kam es dahin? (Fortsetzung folgt.)

Leiden und Träumen.

Novelle von Agnes Harder.

Warum die Mutter nebenan nur so unaufhörlich weinte? Marianne wollte aufstehen, hinübergehen, sie trösten. Aber eine seltsame Scheu hielt sie zurück. Ihr Zimmer lag neben dem Schlafzimmer der Mutter, doch war die verbindende Tür durch einen Schrank verstellt. Sie hätte den Umweg über den Flur machen müssen. Die Mutter dachte zudem, sie schliefe. Hatte sie das Urteil des Arztes doch verhältnismäßig ruhig aufgenommen. Eine Operation! Sie hatte ja immer nur von den ungeheuren Fortschritten der Chirurgie gehört. Und sie hatte soviel gelitten in den letzten Jahren. Die Kosten ängstigten sie freilich ein wenig. Sie lebten von der Pension der Mutter, einer Beamtenwitwe, deren Stolz es war, daß die Zinsen des kleinen Vermögens, das noch übrig war, immer zum Kapital geschlagen wurden. Der einzige Bruder war bei der Marine und brauchte seit seinem vierundzwanzigsten Jahr keinen Zuschuß mehr.

Marianne hatte das auch ausgesprochen, als der alte Hausarzt gegangen war. Die Mutter aber winkte mit einer Hast ab, die sonst gar nicht in ihrem Wesen lag. Nein, was es koste, spräche nicht mit. Marianne solle sich deshalb keine Sorge machen. Wenn sie nur gesund würde.

Und nun lag die Mutter da nebenan und weinte! Sie war noch drin gewesen und hatte der Tochter die Kissen gerückt. Sie wolle noch den Brief an den Bruder beenden, den sie am Vormittag begonnen, und dessen Anfang Marianne gelesen. Nach elf Uhr war sie dann in ihr Schlafzimmer gegangen, sehr leise, und von da an weinte sie.

Es war um die Osterzeit. Der Märzmond, der das Fest bringen sollte, füllte das Zimmer mit seinem matten Glanz. Ein Mädchenzimmer wie tausend andere auch. Sehr eigen und aufgeräumt. Ein paar nette, billige Korbmöbel mit Cretonne bezogen, ein kleiner Mahagonibücherschrank, der offenbar früher im Wohnzimmer gestanden, und dahinter die verblichenen Buchrücken einer Klassikerausgabe aus der Großväterzeit. Der kleine, unpraktische Schreibtisch der Mutter, den diese mit dem bequemeren des Mannes vertauscht hatte, als der Tod ihr daran Platz machte. Darauf die Bilder des Vaters in der Uniform der Regierungsbeamten, den Dreispitz in der Hand, und die des Bruders in allen Stufen seiner Laufbahn vom Seekadetten an.

Marianne konnte von ihrem Bett aus in dem matten Licht gerade das spiegelnde Glas des Bücherschrankes sehen. Eine Reihe wies eine kleine Lücke auf. Da fehlte David Copperfield, den sie wieder las. Das Buch lag auf ihrem Nähtisch.

Aber wie unaufhörlich die Mutter weinte!

Und plötzlich kam Marianne ein Gedanke. Leise erhob sie sich, öffnete behutsam die Tür zu dem Nebenraum, der zugleich Wohn- und Eßzimmer war, durchschritt ihn und trat in den kleinen Salon. Hier stand auf dem Schreibtisch des Vaters der Wachsstock, den er zu benutzen pflegte, wenn er einmal ein wichtiges Schreiben siegelte. An jedem Weihnachten hatte er den Lichten soviel abgeknappst, daß es jahrüber reichte, ja, allmählich sammelte er sogar einen Vorrat von Enden, der nach seinem Tode nicht verbraucht worden war, denn seine Frau siegelte nie.

Marianne machte Licht und schlug die Schreibmappe der Mutter auf. Die Post nach Ostasien, wo Franz für drei Jahre stationiert war, ging erst übermorgen. Die Mutter pflegte immer erst im letzten Augenblick zu schließen, und diesmal würde sie sicher noch den Bericht von ihrer, Mariannes, Übersiedlung nach der Klinik hinzufügen. Wenn es eine Erklärung für jenes stille, herzbrechende Weinen gab, so mußte sie sie hier finden. Die Mutter legte soviel Wert auf das Geld. Vielleicht bedauerte sie nun, Franz verkürzen zu müssen. Marianne wollte sie dann bitten, die ganzen Kurkosten von ihrem Erbteil allein abzuziehen. Sie bekam sicher die Stiftsstelle, oder wenigstens die Präbende. Der Konsistorialrat hatte ja Mutter bei ihrem letzten Besuch versprochen, sein möglichstes zu tun. Mutter sorgte sich nur immer zu sehr. Sie war ja noch nicht sechzig und so rüstig.

Aber da lag in der Mappe der Brief an den Korvettenkapitän Franz Eckardt geschlossen! Marianne starrte das große, rote Siegel ganz verwirrt an. Dann klappte sie hastig die Mappe zu und wollte gehen. Aber ehe sie das Licht löschte, warf sie zufällig einen Blick in den Spiegel. Ihr Gesicht war etwas zu lang, und die grauen Augen lagen zu tief und waren seltsam umschattet. Die Lippen waren schmal und die Haut ohne Frische. Die sehr langen und sehr starken Zöpfe, die schon für die Nacht geflochten waren, hingen zu beiden Schläfen hernieder, fast bis zu den Füßen. Erstaunt sah Marianne sich an. Dann kam jenes leise Grauen über sie, das jeden beschleicht, der in der Stille der Nacht vor seinem eigenen Bilde steht. Rasch löschte sie den Wachsstock, und im Augenblick wich das Bild zurück und stand nun wie ein blasser Schemen in dem Glas.

Ein süßer, weicher Duft des verqualmenden Dochtes, der sie flüchtig an Weihnachten und ihre Kindheit denken ließ, umgab Marianne und haftete noch an ihr, als sie fast fluchtartig das Zimmer wieder verließ. —

Die Mutter hatte noch ihre Wäsche eingeräumt, ehe sie sie verlassen hatte. Das schönste Zimmer in der Klinik hatte Marianne bekommen, ein Luxus, den sie gar nicht begriff, und gegen den sie sich zuerst gewehrt hatte.

„Laß nur, Kind. Und versage dir keinen Wunsch. Ich habe mit der Oberin gesprochen.“

Wenn die Mutter nur nicht so hastig gewesen wäre! Ihr Hände zitterten so, als sie die Nachthemden glättete und die Taschentücher sorgfältig aufeinander legte. Sie ließ sich wirklich kaum Zeit, Abschied zu nehmen. Und als Marianne sich noch ein wenig ratlos in dem großen Zimmer umsah, das nun für Wochen ihr Heim sein sollte, kam die Mutter noch einmal zurück. Unten auf der Straße hatte eine Frau gestanden, die kleine Veilchensträuße feilbot. Die Regierungsrätin hatte drei gekauft und fünfzig Pfennige dafür gegeben. Zehn Pfennige hatte sie noch abgehandelt.

Marianne fuhr zusammen.

„Mutter!“

Da fühlte sie sich heftig umschlungen. Nun weinte die Mutter ja wieder. Und dann war sie allein.

Tief aufseufzend strich sie sich die dunklen Haare aus den Schläfen. Dann sah sie sich suchend um. In einer Ecke stand ein Tischchen, bestimmt, für die Mahlzeiten über das Bett gestellt zu werden. Es dauerte eine ganze Weile, ehe Marianne den Zweck erkannte. Das rückte sie neben das Fenster, holte ihren Dickens und ihre Hardanger Arbeit und stickte. Die Fenster gingen in einen kleinen Hof, der als Garten zugestutzt war. Die Klinik lag im Hinterhause. Marianne konnte den Durchgang von der Straße her gerade beobachten. Lieferanten, Laufburschen, der Briefträger kamen hindurch. Einmal ein Bote aus einer Gärtnerei mit einem großen in Seidenpapier gebundenen Blumenstrauß. Der wurde wohl bei einer Kranken abgegeben.

Und es fiel Marianne ein, daß sie noch niemals einen Blumenstrauß bekommen hatte, noch nie in ihrem Leben. Kranken Blumen zu bringen mußte wohl Sitte sein, denn als sie für die Veilchen der Mutter sich nach einem Glase umgesehen, fand sie auf dem Bord über dem Sofa eine ganze Reihe kleiner und großer, gegossener und geschliffener. Es war fast, als hätten sie gewartet. Nun, bei ihr konnten sie in Ruhe warten. Auch die Mutter würde solche Ausgaben nicht mehr machen, wenn ihre Angst vorüber.

Sie zog ruhig die Nadel durch die Fäden. Ihr Gesicht hatte etwas Hartes. Nichts von der Weiche und dem Schimmer der Jugend. Die schwarzen Haare ruhten in einer schweren Krone auf dem Kopf. Man sah, daß sie mit einem gewissen Stolz gepflegt wurden. Aber sie verschönten das Mädchen nicht. Ihr Gesicht wurde dadurch noch länger und reizloser. Vielleicht dachte sie an die Gelegenheiten, bei denen andere Blumen bekamen, an Straußwalzer und Geburtstagsfeste, an Vielliebchen und Neujahrsglückwünsche. Das alles kannte sie nicht, und die Zeit für diese süße Torheit lag nun auch schon hinter ihr. Sie war sechsundzwanzig Jahre alt.

Die Tür öffnete sich, ohne daß geklopft wurde, das Vorrecht des Arztes. Der Professor kam zu seiner abendlichen Runde. Aber nein, das war er nicht. Marianne hatte das suggestive Vertrauen des Patienten zu dem Manne, der zwar noch auf der Höhe des Lebens stand, aber so wissend

um dessen Tiefen schien, daß der unwillkürlich schwindelfrei wurde, dem er die Hand gab. Der sehr elegante Herr, dem die Schwester auf dem Fuße folgte, war Marianne fremd.

„Doktor Jädicke. Der Herr Professor ist plötzlich abberufen. Ich vertrete ihn."

Und er erkundigte sich, ob alles nach ihren Wünschen hergerichtet sei.

„Ich habe keine besonderen Wünsche."

Sie hatte ihre Arbeit aus der Hand gelegt und sah ihn ruhig an. Ihre grauen Augen waren kalt, fast feindselig. Dieser junge Arzt, der den Jahren nach zu ihr gehörte, ließ ihr das Kommende plötzlich anders erscheinen, wie ein grausames Geschick, nicht wie eine Notwendigkeit. Wie etwas, das sie ausschloß und einsam machte. Er erschien ihr als Feind, nicht als ihr Helfer. Sie sah ihn an, und ihre Abneigung wuchs, als sie wahrnahm, daß er schön war und darum wußte. Zum ersten Male allein und auf sich angewiesen, fühlte sie sofort die Macht des Lebens, das immer ein Kampf ist, wo Mann und Weib sich gegenüberstehen. Und sie senkte die Augen und griff wieder zu dem Streifen Hardanger Arbeit, als hätte sie nichts mehr zu sagen.

Ihm aber kam es vor, als verschanze sie sich hinter dieser banalen Stichelei. Er hatte den Ausdruck ihrer Augen verstanden, und er lächelte unendlich überlegen. Der Schwester einen Wink gebend, daß sie gehen könne, zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich. Ein nicht mehr junges Mädchen, das am Vorabend einer großen Operation Handarbeit machte und einen Band Dickens neben sich hatte! Für dieses Problem hatte er eine Viertelstunde Zeit übrig!

Er nutzte sie. Nach zehn Minuten hatte er erfahren, daß sein Gegenüber keine Gesellschaften besuchte, nur zu Nachmittagsvorstellungen ins Theater ging und kein modernes Buch kannte. Das alles auf dem einfachen Wege der Konversation. Und um sich das Bild eines so armen, beschränkten Lebens wie in einem Spiegel vorzuhalten, sagte er, mit einem Lächeln auf ihre feine Arbeit deutend: „Eine klassische Frauenarbeit. Es liegt etwas Ewiges in diesem Hin und Her der Nadel. Ich sah die blonden Mädchen am Hardanger Fjord, wie sie diese Einsätze in ihren Schürzen trugen. Und die späte Sonne lag wie Liebkosung auf den Bergen."

Marianne schwieg. Zwei rote Flecke brannten auf ihren Wangen. Jedes Wort, das dieser Mann sagte, schien ihr wie Hohn. Und ohne es zu wissen, nur um die Entfernung zwischen ihnen zu vergrößern, gab sie das Geheimnis preis, das die Mutter vor allem bewahrt wissen wollte: „Für mich erweckt diese Arbeit weniger poetische Erinnerungen. Ich nähe für ein großes Handarbeitsgeschäft."

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

Schottisches!

Sandy hat Sorgen. Es wird höchste Zeit, daß sein großer Acker umgepflügt wird. Schließlich hat er einen Einfall. Er geht am Abend ins Wirtshaus seines Ortes und erzählt so nebenbei, daß er beim Ackern ein paarmal hintereinander wertvolle, alte Goldmünzen gefunden habe. Vielleicht, daß da auf seinem Grund und Boden ein alter Schatz vergraben liege.

Am nächsten Morgen war sein Feld um und um gepflügt ...

Frau Mac Pherson ist schlechter Laune. „Was hast du denn, Schätzchen?" fragt Sandy besorgt.

„Da zwingt einen die Mode, Seidenstrümpfe für zwei Mark zu kaufen, und zeigen tut man davon höchstens für fünfzig Pfennige ..."

*

* **Schwerwiegend.** Zwei bringen ihren Freund, der mächtig einen getrunken hat, nach Hause und stehen vor der Haustür. Aber es fehlt noch am Hausschlüssel.

„Emil, nun nimm dich endlich zusammen und sage, wo du den Hausschlüssel hast!"

Antwortet der Beschimpfte:

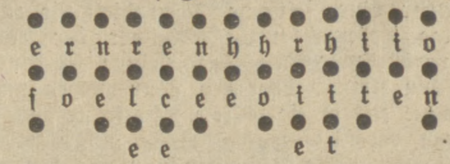
„Bloß heute nacht kein schweres Problem mehr anschneiden!"



Rätsel-Ecke



Spitzen-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagerechte Linie eine Frühlingsblume.

*

Verwandlungs-Rätsel.

Die Wörter: Robe, Posa, Wind, Ober, Graf, Mord, Korn, Berg, Salz, Rips, Bath, Moor, Base, Bube, Harz, Halm, Reis, Lima, Pelz sind durch Veränderung je eines Buchstaben in ebensoviel Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln. Die zur Veränderung benutzten Buchstaben ergeben bei richtiger Lösung die Anfangsworte eines bekannten Liedes.

*

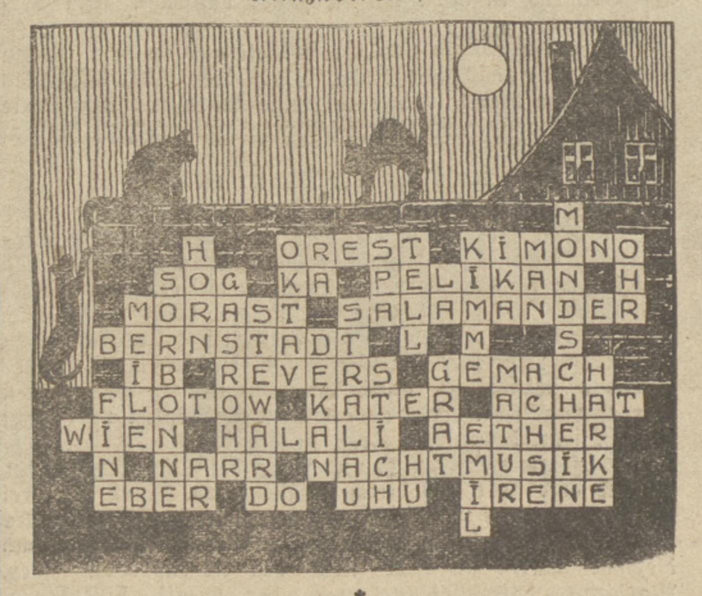
Buchstaben-Kreuz-Rätsel.



1—4 = Stadt in der Schweiz,
4, 3, 2, 1 = etwas, was jeder besitzt,
4, 2, 3, 1 = Gegenteil von garstig,
1, 4, 3, 2 = Metall,
1, 3, 2, 4 = Handwerksgerät.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 111.

Kreuzwort-Rätsel.



*

Rösselsprung.

Dem Glücklichen bleibt
die Hoffnung ferne:
Je dunkler die Nacht,
desto heller die Sterne.
Otto Promber.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.